

Schöne Zeit.

Ueber mir, in nächster Stunde,
Hör ich einer Wiege Schwingen —
Einer Kinderstimmes Laßen,
Einer Mutter leises Singen. —

Sanft, liebe Koseworte
Dringen aus dem stillen Zimmer,
Wo die Liebe spät noch wacht
Bei gedämpftem Lampenschimmer. —

Ruhe endlich! Mutter legt sich
Wach nun zu dem Kinde nieder,
Und ein tiefer, süßer Schlummer
Schließt die müden Augenlider. —

Schöne Zeit! wo noch die Mutter
Dorf den Sohn zur Ruhe singen,
Wo noch ihre Koseworte
Tröstend ihm zur Seele dringen!

Wird er draußen einst im Leben
Stehen, irren, rafflos kämpfen,
Wird kein Schlummerlied der Mutter
Ihm des Herzens Unrast dämpfen.

Ohne weiches Kückeninnern
Steht der Mann in stolzem Wägen —
Doch die Mutter wird das Kind sich
Immer heiß zurücksehnen.

Raum wird er zurückdenken
Jener Liebe unermessen —
Doch die Mutter, jene Zeiten
Wird sie immermehr vergeßen.

Bis sie einst, mit grauen Haaren,
Wieder darf die Wiege schwingen,
Und mit sanftem Schlummerliede
Mag zur Ruh' den Entler bringen.
H. Ludwig.

Theophilis Erfahrungen.

Von A. d. Ribaux. Autorisierte
Uebersetzung von A. Oberholzer.

An jenem Sonntag — es war am 1.
Mai — hatte Theophil der alte Brief-
träger, den Nachmittag auf dem Spa-
ziergang zugebracht.

Im Dorfe wurde das jährliche Schaf-
fest abgehalten. Um den Schützenstand
sah eine fröhliche Gesellschaft, jung und
alt, an langen Tischen Wein und Bier
trinkend, während die Dorfmuß ihre
ausgewählten Stücke spielte. Ganze
Familien hatten sich da zusammengesun-
den: Vater, Mutter und einige
jüngere Kinder, die an einem
einigen verhaltenen Bonbons leckten.
Nach der harten Arbeit während der
ganzen Woche genossen die Kleinen und
Landarbeiter diesen Tag der Ruhe und
des Vergnügens in vollen Zügen; ein
Wiedersehen der Schönezeit des blauen
Himmels strahlte in den Augen der
Mädchen und Frauen, und die wieder
eingetretene Sonnenwärme ließ die
Kinder auslachen, wie Kosen. Theophil,
der etwas abseits von einem halben
Aker „Neuen“ sah, wurde es bei dem
Värm dieses volkstümlichen Festes
ganz traurig zu Muthe, so daß er sich
aus diesem Gemüth und Gesichte weg-
schlich, um den friedlichen, grümelnden
Wald aufzusuchen. Dort begegnete
ihm ein junges Paar, welche die Ein-
samkeit dem Stimmengewirr und Glä-
sergeräusch des Dorfes vorgezogen, um
ihre Liebe ungestört kosten zu könn-
en. Arm in Arm oder Hand in Hand
schritten sie langsam den Feldweg ent-
lang. Dreimal schen war ihnen Theo-
phil aus Umwegen auszuweichen, da ihn
der Anblick dieses gemeinsamen Glückes
schmerzte. Umsonst suchte er die trü-
ben Gedanken, die sich seiner zu bemäch-
tigen suchten, zu verschleppen. An jenem
Nachmittage sah er ihm, als wolle
er alles mit Gewalt zur Me-
lancholie hinstreben: die Tausende von
aufgehenden Blüten, die sich gegen ein-
ander neigten und geheimnißvolle Klüfte
auswachten; die Vögel, mit dem
Reinbau ihrer Nester für die nächste Brut
beschäftigt, die Wohlgerüche selbst, die
der Erde entströmen, sie alle schienen ihm
den Rath zu geben, auch zu lieben. Und
er, er hatte noch nie etwas von jener
innern Aufregung, jenem Taumel ge-
kannt; er stand ja ganz allein da in der
Welt, wie ein Ausfänger oder ein Pa-
ria.

Er war in seine Wohnung zurückge-
kehrt und hatte sich das frugale Nach-
essen zubereitet, denn er besorgte die
Küche selbst. Der Appetit fehlte ihm
jedoch gänzlich und kaum gelang es
ihm, eine Tasse Kaffee und einen Biß-
chen Brot hinunterzubringen. — Seine
kleine Wohnung war ärmlich, aber sauer-
lich und nett. Sie enthielt einige alte
Wäbel und aus verschiedenen Ländern
zusammengetrugene Porzellan. Theo-
phil war nämlich viel gereist — ohne
sein Glück zu machen — und zwar als
Lagerarbeiter — Geselle, bis ihn der theil-
weise geblühte linke Arm nach dem
heimathlichen Winkel zurückführte, dort
lachte sich gerade die beschriebene Stelle
eines Briefträgers für ihn gefunden.
Bis jetzt war ihm sein kleines Heim lieb
gewesen. An jenem Abend jedoch hatte
er es düster gefunden, so daß er das
Gesicht für die Abendmahlzeit auf dem
Tisch liegen ließ und sich auf der Bank
in seinem Gärtchen setzte. Letzteres
hatte etwa die Größe eines Taschent-
uches und enthielt drei Gemüthsbe-
den und zwei Malmajonrosenbüsche.
Seine Kasse Pelote, ein hübsches Thier
mit sammetweidem, dreierleiartigen Pelz,
war ihm wie gewohnt, entgegengetom-
men und rief sich in melancholischer
Stimme. Zuerst wies er sie zurück, da
sie aber nicht daran zu glauben schien
und ihn mit großen Augen anschaute,
ließ er sie doch auf seine Kasse springen;
allein das Streicheln seiner Hand auf

dem geschmeidigen Rücken Pelotes war
nur ein mechanisches. Also eine Kasse
war das einzige Leben, das er auf Er-
den lieben durfte! Keine Frau, keine
Kinder, keine nahen Verwandten, keine
intime Freunde, nichts von alledem!
Kaum einige Vettern vom vierten oder
fünfteln Grade und einige Kameraden
blieben noch für ihn übrig. Von allen
Seiten nichts als vollständige Theil-
nahmslosigkeit! ... Theophil horchte auf
das Geräusch vom Dorfe her. In der
Dorfkirche war Tanzbelustigung;
auf den hell erleuchteten Fenstern konnte
der Greis die dunklen Silhouetten der
vorübergehenden Tänzer bemerken und
hinein und da drang frohes Lachen an sein
Ohr. Diese Frohlichkeit that ihm weh.
Das Gefühl der eintönigen Einsamkeit
bemächtigte sich seiner und wie noch nie
hatte es sein Herz ergriffen. ... Na, er
war vereinsamt! Niemand zum Lie-
ben, Niemand, dem er sein Leben wid-
men konnte, Niemand, der ihm im Le-
be die Augen zutrüben würde. ...
„Ach! Thor, der ich gewesen bin!“
sagte er sich mit unaussprechlicher
Bitterkeit; „von mir allein ist es ja abge-
hängen, wie andere zu leben, mich zu
verheirathen und eine Familie zu grün-
den. Wenn ich es gekannt hätte, wenn
nicht ein einfältiges Unabhängigkeits-
gefühl, der eitle Wunsch, die Welt zu
durchlaufen, mich vom richtigen Wege
abgewendet hätte, so hätte ich jetzt ohne
Zweifel einen Sohn oder eine Tochter,
die, wie mit jener Dorfjugend im Krei-
se drehen würden und die jetzt mein
Stolz, meine Hoffnung wären. Ich
hätte gelebt und würde leben. Ich
wäre nicht der Unglückliche, der ich
jetzt bin. Ach! es ist zu spät und ich
kann mich nur an mir selbst halten.“
Eine Thräne rann von seinen
Wimpern und ein langer Seufzer entstieg
seiner Brust. Da richtete sich Pelote,
als ob sie ihn verstanden hätte, bis zu
seinem Gesichte auf und begann ihm die
Wane zu ledern. Er schien es kaum
zu achten. Die dunkle Fluth von Klä-
gen bedeckte ihn immer mehr; er zog
sich in seine Kammer zurück und schloß das
Fenster, um die Musik nicht mehr zu
hören. Die Nacht verbrachte er schlaf-
los; sie verging ihm unendlich langsam
und immer glaubte er die Worte zu
hören: „Thor, Thor, der ich gewesen bin!“
und hernach jene anderen, die
schmerzhaftesten, die irgend eine mensch-
liche Jüngling äußern kann: „Du bist!“

Das helle Tageslicht verstreute die
Trugbilder; allein das Schreckensge-
spenst seines verfehlten Lebens hatte
ihn noch am Morgen nicht verlassen.
Pelote kam aus dem Garten mit einer
Maus im Munde heraufspringend und
ermwartete das Lob ihres Herrn. Er
ließ sie wieder zurück und dieses Mal
noch barscher. Das arme Thier ließ
die Maus fahren und zog sich in einen
Winkel zurück, um über Aufschümpfen
des Daseins nachzudenken.

Genau um halb neun Uhr trat Theo-
phil, der immer pünktlich und gewissen-
haft in der Erfüllung seiner Pflichten
war, in's Post-Bureau. Der erste
Postknecht war seelen angekommen.
Soziale machte er sich an die Arbeit, Bri-
ve und Zeitungen zu sortiren und für
seine Tour zurechtzuliegen. Bald schritt
er die Lederkassette umgehängt, immer
noch mühsam durch das Dorf. An
der Biegung der Straße stand vor ei-
nem hübschen Haus ein Bräutigam
voll Wöbel; andere lagen zerstreut um-
her, und durch die offene Thüre und die
Hinter vernahm man lautes Hin-
und Hergehen und schellende Stimmen.
„Das ist wohl das geschiedene Ehepaar,
die ihre Sachen austäumen,“ dachte
Theophil. „Sie verlieren keine Zeit.
Der Richterpruch ist letzten Samstag
gefällt worden. Inzwischen, nachdem
man fünfzehnzwanzig Jahre miteinander
gelebt hat.“

Im Innern lag alles drunter und
drüber. An den Wänden kein Gemälde,
keine Photographie mehr, an den
Fenstern die Gardinen weg, um aus
den halbgeöffneten Schränken schauten
Häufen von Weißzeug hervor. Auf
dem Tisch, auf den Stühlen lag Ge-
schirr und verschiedene Kleinigkeiten,
auf dem Boden zerstreut zerbrochenes
Porzellan — Geschirr, Stoffstücke. Es
war ein trauriger Anblick! Die Hal-
tung des Mannes und der Frau waren
noch trauriger. In drohender Stellung
einander gegenüber schien es, als wöl-
len sie aufeinander losgehen. Er mußte
wohl ein schöner Junge gewesen sein.
Jetzt stand er an der Schwelle des 50.
Jahres; aber seine Haare waren ganz
arau, das Gesicht blaß, die Augen blut-
unterlaufen; ein gewisses Zittern der
Lippen ließ auf eine unstillte, unmäßige
Lebensweise schließen.

Ueberdies machte ein Zug tiefer Ent-
muthigung, etwas Verbittertes, einen
peinlichen Eindruck auf den Beobach-
ter. Sie konnte um einige Jahre jün-
ger sein, und war klein von Gestalt,
maager, die Nase spitz, das Auge scharf
und herausfordernd; ihre Züge zeigten
keine Spur von Kummer oder Reue.
In diesem Augenblick entscheidenden
Bruchs; mit ruhiger Stimme ertheilte
sie den Arbeitern Anweisung zum Aus-
räumen. „Noch diese Komode ... die-
sen Koffer und den Lehnstuhl ... Das
lebrige — aller Plunder! — gehört
dem Herrn. Das ist alles, was er in
die Haushaltung gebracht hat!“

„Und dieses Hohlgeschloß!“

„An mir wäre es, zu lachen,“ sagte
der Mann, „bei dem Gedanken, daß ich
dich vor einer Stunde los sein werde.
Eine reiche Frau heirathen, wenn man
es nicht ist! es wäre wohl besser, sich zu
hängen.“

„Trunkenbold!“

„Hege!“

Theophil blieb wie angezerrt auf

der Schwelle stehen; man hatte seine
Anwesenheit nicht beobachtet.

„Ich bringe die Zeitung“, sagte er,
einen Augenblick vor Windstille be-
stehend.

Die Frau wendte sich schnell wie ei-
ne Schlange um. „Die Zeitung, die
der Herr zu lesen pflegt, anstatt zu
arbeiten! ... Wir werden sehen, ob
er Zeit dazu finden wird, wenn er auf
sich selbst angewiesen und geizig ist,
sein Brot selbst zu verdienen,“ schrie
sie. Mit diesen Worten nahm sie dem
Briefträger die Zeitung aus der Hand
und zerriß sie wie ein kleines Kind.

Theophil ging mit schwerem Herzen
hin aus, und auf seiner ganzen Tour
verfolgte ihn jene traurige Familien-
Szene.

Die sollen sich also aus Liebe oehel-
rathet haben! Und das hübsche Paar
soll, wie es scheint, noch Aussicht auf
ein sorgenloses und glückliches Leben
gesehen haben! Nach der wenigen Zei-
chen hat man es mir erzählt. Als reiche
Masse war sie bis über die Ohren in
ihm, den einfachen Landarbeiter, ver-
liebt. Er ließ sich fangen, und jene
Heirath hatte nicht wenig Reiz erregt.
Von menschlichen Standpunkte aus
war ihnen alles bescheert, um ihre
Schiffen ohne Mühe durch's Leben zu
lenken. Es fehlte ihnen jedoch der hit-
zige Haß, die gegenseitige Geßult.

Frau Rosa ist nervös, leicht aufgeregt,
hat eine zu scharfe Zunge und ist, wie
man sagt, auch ein wenig geizig. Er,
einmal im Besitze seines Schafes, woll-
te denselben benutzen und sich ein wenig
ermüßern. Dann mußte er durch eine
unvorsichtige Bürgschaft zehntausend
Franken bezahlen, und das führte zum
Bruch. Die Nachbarn sagen, er habe
diesen Fehler schon öfters müssen.
Denn haben sich falsche Freunde noch
hineingemischt, Leute, die ansehender
wohlwollend, es darauf absehen, Pa-
nänenbande zu lodern. Man hat dem
einen und andern von ihnen unwa-
re oder übertriebene Sachen hinterbracht.
Er, entmuthigt, ergab sich dem Trunke,
machte Schulden und gerieth so nach
und nach auf eine schiefse Ebene, auf der
ihm von Anfang an ein wenig Wohl-
wollen hätte zurückhalten können. Er
wurde bald zum unerbittlichen
Trunkenbold, und mähandelte eines
Tages zum äußersten geriet, während
einer der thätigsten Jünglinge seine
Frau vor Augen ... Da zog sie ihn
vor Gericht, das die Scheidung und
zurück zu ihren Gunsten aus sprach.

Sie hat ihr Haus verkauft, um an-
derwärts zu wohnen. Was ihn anbe-
trifft, so ist er ein verlornener Mann.
Meiner Frau, das alles ist traurig! ...
Glücklicherweise hat er keine Kinder.

Der Postknecht vom Montagmorgen
brachte nie viel Arbeit. In anderthalb
Stunden hatte Theophil drei Viertel
des Dorfes durchlaufen, und es blieben
ihm nur noch einige zerstreut liegende
Häuser. Eines derselben, eigentlich nur
eine Hütte, schien verlassen zu sein.

„Seid ihr da, Alide?“ rief der Brief-
träger hinein, „seid ihr da, Frau The-
ophile?“ — Keine Antwort. Er trat in
die Küche und klopfte an eine Thüre.
— Daselbst Stillschweigen!

Niemand? Das ist fenderbar! Und
dieses Post, das eingeschrieben wer-
den muß!

Er klopfte nochmals, und da nie-
mand antwortete, öffnete er die Thüre.
Das Zimmer war leer, aber im anse-
henden Zimmerchen vernahm er ein
sonderbares Geräusch. Der Briefträger
trat ein, und das, was er sah, ließ ihn
einen Schrei ausstoßen. Vor einer
Korbwiege mit grobwoollenen Vorhän-
gen, in welcher ein neugeborenes Kind
schief, kniete ein Mann, den Kopf in
die Kissen gedrückt; sein Körper zitterte
vor heftigem Schluchzen. Die Schritte
Theophils störten ihn nicht in seiner
Schmerz, und erst als dieser die Hand
auf seine Schulter legte, wandte er sich
um.

„Ach, ihr seid's?“ sagte er.

„Ja bin's ... aber was giebt es
denn, das euch so betrübt!“

Der Mann, noch jung, in ärmlicher
Kleidung, beugte das Gesicht wieder
in die Kissen.

„Aun, was ist denn geschehen?“ wie-
derholte der Briefträger, „was ist denn
mit ihrer Frau?“

„Meine Frau? ... Fort!“

„Fort?“

„Ja ... sie hat mich verlassen, mit
den Kleinen!“

„Das ist nicht möglich!“

„Es scheint kaum wahr zu sein ...
und doch ist es so! ... Sehen Sie, Herr
Theophil, mein Herz ist mit Bräuen
voll. Sie wissen ja, wo ich sie mit ge-
nommen habe: ein Findelkind, das, wie
man sagte, von einer Truppe von Hei-
mathlosen verlassen, von der Millich-
tigkeit aufgezogen wurde. Obwohl ei-
genständig, launenhaft und sinnlich und
doch so schön, schön wie auf Gemälden,
hat sie mich berückt und angefangen. Ich
habe sie mit unflüchtiger Leidenschaft ge-
liebt, und trotz vieler Wohlmeinender
Räthe, trotz meines eigenen Vorgefühls
zur Frau machen wollen. Sie war
Magd in einer Bauernfamilie, wo sie
um magern Lohn arbeiten mußte, und
wo sie ungelübt an ihren Fesseln ist.
Ich war allerdings nicht reich, allein ich
sah meine Geringfügigkeit, glaubte sie,
mit mir umgeben zu können, wie sie
wollte. ... Das ist der Grund, daß sie
einwilligte, und kein anderer, das ist
mir jetzt ganz klar. ... Ach! diese drei-
zehn Monate der Ehe! Könnte ich in
drei Jahren leben, ich würde sie nie ver-
geßen, denn ich bin glücklich gewesen,
ja sehr glücklich! ... wenigstens der Ein-
bildung nach! Ich ärgerte keinen Augen-
blick und verachtete alle Arbeiten, wa-
ren sie noch so hart; früh auf und spät
zu Bette, verzichtete ich selbst auf das

Nöthigste, um unser Heim etwas zu
verbessern. Wir haben drei Zimmer in
diesem Hause, zwei hier und eines oben,
das unbenutzt ist. Ein Eisenbahnarbei-
ter, ein Italiener, mußte da wohnen. Er
war ein armer Teufel, wie ich, aber
Augen hatte er ... Augen, die gewisse
Frauen verführten, und eine solche
schäme ich mich nicht zu sein. ...
O! wie vorsichtig, wie ich auf mich ge-
wesen! ... Nicht einen einzigen Ver-
dacht hatte ich ... bis gestern Abend,
als ich sie, nach Hause zurückkehrend,
nicht fand ... Zuerst glaubte ich, sie sei
ins Dorf gegangen, um Einkäufe zu
machen, daß sie dann zurückkehren
würde ... Sie ist nicht mehr zurü-
ckgekehrt, sie wird auch nie wieder zurück-
kehren!“

„Sind Sie dessen so ganz sicher?“

„Der Schrant, der ihre Sachen ent-
hielt, ist leer, und ebenso das Zimmer
des Italieners. Sie werden sich mit
einander ins Unkläre stützen, das sage
ich Ihnen! ... O! die Glende! Daß sie
mich verlassen, der ich weder schön, noch
reich bin, das könnte ich ihr wohl ver-
zeihen ... aber dieses unschuldige
Kind, ihr eigenes Fleisch, ihren eigenen
Sohn ... sagen Sie, Herr Theophil, ist
dies nicht schrecklich?“

In diesem Augenblicke ermachte das
Kind und fing an zu schreien; es war
ein bleiches, tränkliches Geschöpf.

„Es ist noch nicht vier Monate alt,
Herr Theophil, und sie näherte es noch.“

Alide hatte den Säugling in die
Arme genommen und wiegte es mit
rührender Fürsichtigkeit.

„Ohne dieses Kind, Sie dürfen es
mir glauben, hätte ich mir das Leben
genommen ... aber wie könnte ich auch
das Herz haben, es zu verlassen, mein
Liebling?“

Und wie eine Hölle fühlte er die
zarte, wachsame Gesichtchen.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie so
mit meinem Kummer langweile, Herr
Theophil.“

„Sie bringen mir etwas?“

„Dieses Paket.“

Der junge Mann betrachtete es und
erleichte.

„Es ist von ihr.“

Er legte das Kind sanft in die Wiege,
zerschnitt lieberhaft die Schnur und
löste das Papier. Ein Eherring und —
ein Wort dazu!

„Da sehen Sie, es ist alles aus. Weder
der Reine noch ich, wir sind in's
nichts mehr ... O! Wiper!“

Er warf den Ring zu Boden und zer-
stampfte ihn zu einer unersöhnlichen
Masse.

Theophil ging erschüttert fort.

Es blieben ihm noch die äußersten
Häuser übrig. Die einen, an der sonnen-
gelben Halde gelegen, boten eine prächtige
Fernsicht auf das Land, den See und
die Alpen; die andern waren in einer
Bodenecke versteckt inmitten schattiger
Obstgärten, unter welchen ein frisches
Bächlein durch wildes Mäntertrank
rieselte. Die entferntesten von allen la-
gen zerstreut im Walde versteckt, der sie
mit trübseligem Schweigen umgab.

Der Briefträger besuchte eines nach
dem andern, immer die ärmlichsten An-
sichten, die er sah.

„Danke Ihnen“, wandte der Brief-
träger ein. „Ich bin schon ein wenig
verheiratet, und habe eine Köchin in
meinem Hause. Ein anderes Mal werde
ich es gerne an Ihnen.“

Er verließ das Haus und schritt hin-
ter dem blühenden Wald, von der
stillesten Musik der frohen In-
sektenwelt umgeben.

„Familien, die nach fünfzehnjährigen
Zusammenleben auseinandergehen.
Frauen, die ihr Neugeborenes von der
Brust reißt, Mütter, die Golt dafür
danken, daß er ihr Kind zu sich genom-
men, nachdem sie gesehen, was für
Kummer ein Sohn verursachen kann,
— was für eine sonderbare und
schmerzvolle Sache ist rich das L b A
dachte Theophil, indem er den Hügel
hinuntersteuerte. „Und ich, der ich mich
über meine Einsamkeit beklagte! Ich,
der ich mein Schicksal so hart fand! ...
Das, was ich heute gesehen und gehört,
muß mich wohl meine Einsamkeit ver-
gessen lassen; denn das Glück und der
Friede sind selten und niemand kann
wissen, ob er unter ihre Auserwählten
gehört.“

Vor der Thüre sah Pelote und erwar-
tete ihren Herrn. Sie hatte keinen Stoff
gegen ihn gehabt und rief sich jetzt wie-
der schmeichelnd an seinen Beinen, in-
dem sie durch leises Miauen ihre Freue
darüber ausdrückte, ihn wieder zu
sehen.

„Gutes Thier!“ sagte Theophil, in-
dem er sie auf die Arme hob, worauf sie
vor Freude zu schnurren anfang. „Gutes
Thier, wie anständig und treu da
mir bist! ... Nein, ich werde dich nicht
mehr zurücklassen, und ich sehe jetzt ein,
daß ich nicht den schlechtesten Theil er-
wählt habe!“

Amerikanische Bühnendichter.

Es giebt doch noch die eine oder die
andere Kleinigkeit, in der die Ver-
einten Staaten sich die alte Welt zum Ma-
ter nehmen können, Sachen, die bei uns
teuer oder Fortschritt noch sehr im
Argen liegen, und dazu gehört oor
allen Dingen die Kunst und im enge-
ren Kreise wiederum die dramatische
Dichtkunst. Mögen noch so viele grell-
bemalte Plakate das neueste, „ameri-
kanische“ Drama ankündigen, so ist's
nicht weiter, als ein tönendes Erz und
eine klingende Schelle, denn wir haben
kein amerikanisches Drama und zwar
aus dem sehr einfachen Grunde, weil
wir keine Bühnendichter besitzen. Und
Bühnendichter bringen wir aus zwei

Gründen nicht hervor. Die Hauptur-
sache liegt darin, daß unser Volk im
Kamp um den Dollar mit solcher In-
tensität vertieft ist, daß es keine Zeit
oder Muße besitzt, sich um die Ent-
wicklung rein ästhetischer Bestrebun-
gen zu kümmern und leinende Ta-
lente ihre Anlagen lieber einer gewinn-
bringenden Thätigkeit als der Theater-
dichtung zuwenden. Denn das Thea-
ter ist zur Zeit vor allen Dingen ein
Geschäftskolossal, in dem das darge-
stellte Stück die Waare bildet, und
kann noch lange kein Kunstinstitut.
Deshalb bekommt man selbst auf un-
seren größeren Bühnen nur selten ein-
mal ein Schatzspeise sches Stück zu
sehen, dagegen Abend für Abend Ma-
quettes, die selbst ein Provinzialtheater
in Deutschland nicht über die Bretter
heben lassen würde. Diese Erscheinung
läßt wiederum auf die intensive Ge-
schäftsthatigkeit des amerikanischen
Volkes sich zurückführen; der Mann
oder die Frau, die den Tag über mit
Anspannung aller geistigen und kör-
perlichen Kräfte arbeitet, will Abends
im Theater nicht denken, sondern et-
was sehen und hören, was ohne jede
geistige Anstrengung zerstreut und
ergötzt wirkt. Und derartige Ma-
quettes, die allerdings zum großen
Theil mit amerikanischer Tinte ge-
schrieben sind, kann man beim besten
Willen keine Dichtungen nennen. Das
Schönste an der ganzen Geschichte ist
jedoch die Thatsache, daß selbst diese
„Schöpfungen“ fast ausschließlich eu-
ropäischen Originalen entnommen sind;
„Adephonien“ nennt der amerika-
nische „Dichter“ diese Erzeugnisse, falls
er es überhaupt für nöthig findet, die
Quelle, aus der er schöpft, anzugeben.
Sie ähneln der „benevolent assimila-
tion“ der Bundesregierung wie ein
Stück dem anderen, denn auch bei ihnen
wird der Grundsatz: „Bist du nicht
willig, so brauch' ich Gewalt“, ver-
folgt. Und leider werden die Dicht-
werke amerikanischer Meisters die
grausamste Gewalt an und bringen
Geschöpfe zu Tage, die von ihrem Er-
zeuger wohl noch das Knochengeriß
haben, von ihrem Zwangsgeber aber
mit Lappen und Plüstertramp schauer-
hafterer Sorte behängt worden sind.
Nur eine echt amerikanische Blauje
blüht auf unserer Bühne, die „Extra-
raganza“, jenes — wie soll man es
nennen? — das absolut keinen Sinn
oder Zusammenhang besitzt, ja, wo
der Schreiber sich geradezu bemüht,
auch den Gedanken von Logik und Bernun-
ntheit, der schließlich jedem, auch dem
elendesten Geistesbegabtesten innewohnt,
mit größter Sorgfalt auszumergen.

Auf dieser Stufe steht augenblicklich
die amerikanische Bühnendichtkunst
und wird sich auch nicht eher auf eine
höhere Stufe erheben, als bis die si-
umgebenden Grundbedingungen gänzlich
anders geworden sind, und daß
dann noch viele Generationen dauern.
(W.)

Der spazirhafte Marquis.

In ausländischen Blättern kurzstert
gegenwärtig eine ergötzliche Anekdote
aus dem Leben des jetzigen französi-
schen Kriegsministeriums Generals
Marquis de Gallifet. Vor einer Reihe von
Jahren war der Marquis ein jähnel-
licher, bei dem schönen Geschlecht sehr
beliebter Kavallerie-Offizier. In dem
Kriege, der wegen des unglücklichen
Kaisers Maximilian von Mexiko ge-
führt wurde, hatte er sich durch seltene
Tapferkeit ausgezeichnet. Zum ältes-
ten Adel gehörig und mit einer be-
rühmten pariser Schönheit verheiratet,
durfte er sich als eine der begün-
stigten Persönlichkeiten am Hofe Na-
poleons 3. betrachten. Eines Tages
oder fiel er in Ungnade. Die Ursache
war ein etwas starker Scherz, den der
übermüthige junge Mann sich der Kri-
gerin Eugenie gegenüber erlaubt hat-
te. Man erwartete in Paris einige Abge-
sandte aus Siam, welches Reich zu
jener Zeit fast unbekannt war. Alle
möglichen sonderbaren Geschichten, die
man in Bezug auf die außergewöhn-
lichen Sitten und Manieren dieser
neuentdeckten Orientalen erfahren ha-
ben wollte, machten in den Hofkreisen
die Runde. Zur bestimmten Zeit wur-
de angefündigt, daß die Siamesen er-
wartet wären und sich um eine Au-
dienz bei der schönen Kaiserin der
Franzosen bemühten. Eugenie wül-
ligte ein, die Abgesandten aus dem
fernen Osten zu empfangen, und die
bisher Gelegenhei, umgab sich mit
der prächtigen Fürstin mit einem glän-
zenden Gefolge. Als die Kaiserin in
großem Staat in ihrem Galasaal in
den Tuilerien Platz genommen hatte,
wurden die Flügelthüren weit geöff-
net, und herein traten zwölf bunfel-
stünige Männer in phantastischen Ko-
stümen. Auf ein Zeichen ihres An-
führers warfen sie sich zu Boden und
begannen kriechend und den Körper in
ermüthiger Weise windend, sich dem
Thronstuhl zu nähern. Es gewährte
einen höchst komischen Anblick. Am
sonderbarsten aber waren die grotes-
ken Bewegungen des „Säupflings“,
der so ungeheuerliche Verdrückungen
ausführte, daß die Hofdamen trotz
der strengen Blide Eugénies ein leises
Lächeln nicht unterdrücken konnten.
In dem Moment, als die sich auf dem
Parquet entlang „schlangelnden“ Wä-
ste aus dem Morgenlande am Fuße
des Thrones angelangt waren, sprang
der vermeintliche Anführer der Sia-
mesen plötzlich auf und gab sich der
entwürfelten Fürstin als — Marquis
de Gallifet zu erkennen. Diesen Scherz
hat die stolze Kaiserin dem lustigen
Cavalier nie vergeben können.